

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 37

Artikel: Von der Schweizergarde in Paris
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mut bedrückte uns, wenn wir erfolglos blieben. Dann hielten wir uns an die Hoffnung, daß es beim zweiten und dritten Versuche doch noch gelinge. Manchmal wurde dem Wunsch Erfüllung, manchmal wurde ihm endgültige Entfagung auferlegt. Gunst und Ungunst der Verhältnisse bedingen die Wechselfälle, denen schließlich auch der zäheste Troß nicht stand zu halten vermag. Die Einsicht ist die klügere Beraterin. Wir vergeben uns nichts, wenn wir auf sie hören.

Oft waren die Strapazen schwer; ermüdet kehrten wir talwärts. Doch die Kraft von damals erholte sich rasch an den vorhandenen Reserven. Die Pflichten des Werttags kamen deswegen nie zu kurz, man ließ sich hierin nichts zu Schulden kommen. Kopf und Hände waren jeweils pünktlich wieder bei der Arbeit, die ebenso gewissenhaft verrichtet wurde, wie das unverdrossene Stufenschlagen am Firnhang. Ganz ohne Auswirkung auf das Leben ist der im Ringen um die hohen Gipfelziele geforderte Aufwand von Kraft, Willen, Energie, Stolz und Selbstzwang nicht. Etwas von diesen Eigenschaften kommt dem Menschen bei seinem alltäglichen Tun und Wollen zugute; es kann nicht nur als bloßer Selbstzweck auf die touristische Leistung beschränkt bleiben. Unbewußt kommt es in dieser oder jener Weise zur Geltung. Leere, statt Gewinn bliebe in uns, wenn es nicht dem so wäre.

Nun gehören die Jahre der kühnen Gipfelbeziehung, der abenteuerlichen Erlebnisse, der wechselvollen Wagnisse schon der Vergangenheit an. Auch die Zusammengehörigkeit der einstigen Gefährten hat sich gelockert. Manch einer ist unterdessen im Tale in aller Stille aus dem vertrauten Kreis geschieden. Manch einem hat das Schicksal droben in Eis und Schnee ein jähes und vorzeitiges Grab bereitet. Kaum ein Gipfel im Umkreise, der neben frohem nicht auch ernstes Erinnern wecken würde. Dem geglückten Wagnis stellt sich auch das tragische Gescheh zu Seite. Beides ist in gleicher Weise an den Zufall gebunden. Ein Steinchen faßt herab, trifft — und vernichtet ein Leben! Und doch wäre ringsum Raum genug gewesen, wo es unschädlich hätte hinfallen können. Warum mußte es Verderben bringen? Die Frage bleibt antwortlos. In der Spanne

eines Augenblickes vollzieht sich der Wechsel zwischen Glück und Unglück. Fels und Eis, Firn und Gletscher sind gleich unberechenbar in den Geschehnissen, sind gleich rätselhaft in ihrem Walten. Manch Geheimnis spurlos Versunkener deckt der Gletscher für immer zu.

Unerbittlich, ja oft grausam mögen uns die Berge erscheinen. Sie sind es nicht mehr und nicht weniger als alle Naturgebilde, mit denen der Mensch um ihre Ueberwindung ringt. Die Bedrohung gefährdet ihn überall, sei es in der Höhe oder im Tale, auf dem Wasser oder in der Luft. Seine Wege sind weder hier noch dort von der Sicherheit vollkommen behütet. Das Momento mori, an das hier oben auf dem Eggishorn das Kreuz gemahnt, steht über allem menschlichen Treiben und Sinnen. Mag es noch so edlen und hohen Idealen dienen.

Wir alle sind im Schoße der Gefahr geboren. Von der ersten Stunde an, da wir die Welt erschauen, steht sie an unserer Wiege. Mit dem ersten Schritt, da wir gelernt haben, selbständig auf den Füßen zu stehen, bestet sie sich an unsere Fersen und bleibt unsere stete Begleiterin durch das ganze Dasein. Unser Leben steht jeden Augenblick in der Gefahr seines Endes.

Die Berge aber stehen außerhalb unserer kurzfristigen Dauer. Auf ihren Schultern ruht die Ewigkeit. Wenn wir ihre hohen Regionen betreten, stehen wir im Kreis, wo erst das Jahrtausend zählt. Das Erdenjahr, das für unser Leben so gewichtig ist, gleicht im Bestande ihres Wesens bloß einem Pendelschlag. Es ist nicht mehr als eine flüchtige Stunde, die spurlos an ihnen vorübergeht, die sie in keiner Weise berührt. In ihrem Bereiche haben andere Begriffe Geltung. Der Maßstab, mit dem wir unten all unser Tun messen, reicht da oben nicht mehr aus. Er ist zu klein, er hat seine Bedeutung eingebüßt, wo alles ins Kolossale, in die ungeheure Größe strebt. Die steinerne Sprache redet von überstandenen Jahrmillionen!

Ergriffen staunt die Seele. Inmitten der leuchtenden Firnen, der hoch im reinen Lichte strahlenden Gipfel ist ihr auf der gehekten Flucht des Daseins eine Weise des Innehaltens vergönnt, wo sie ganz sich selber gehört und in der Versunkenheit der Feierstunde stille Zwiesprache mit sich hält.

Von der Schweizergarde in Paris

berichtet ein prächtig geschriebenes, kleines Werk von Paul de Vallière, „Heldentod des Schweizer Garderegiments. — Die Verteidigung des Tuilerien Schlosses am 10. August 1792.“ (Verlag Rascher, Zürich.) Zweihundert Jahre lang, bis zum Untergang des Königtums, war das Schweizer Regiment in Paris die Leibgarde des französischen Königs. Während zweihundert Jahren bildete dieses Regiment für das Pariser Volk den Inbegriff der Macht und des Ansehens des Königshauses. Zum Dienst in der Schweizer Garde wurden nur hochgewachsene, gutbeleumdete Männer aus allen Schweizer Kantonen angeworben. Ein Musketier mußte mindestens 1,75, ein Grenadier mindestens 1,84 m groß sein. Es muß ein überaus prachtvoller Eindruck gewesen sein, wenn der König, begleitet von seinem glänzenden Gefolge, beim Klang der dumpfen Trommeln und den schrillen, den Bernermarsch spielenden Pfeifen, die Treppen seines Schlosses hinunterschritt und links und rechts von ihm, wie zwei unbewegliche Mauern, die französische Garde in ihren azurblauen und die Schweizer Garde in ihren blutroten Uniformen Spalier standen.

Treu ihrem Eid und treu ihrer Soldatenpflicht mußten sie jenen ungleichen Kampf gegen den Pariser Böbel auf sich nehmen. 650 Tote, darunter 15 Offiziere, dazu noch 100 Verwun-

dete waren der Blutzoll, den die Schweizer Garde für ihr gegebenes Wort dem König von Frankreich zu entrichten hatten. Es war dies mehr als die Hälfte jener 1000—1100 Mann, die als Verteidiger von König und Verfassung am 10. August 1792 beim Sturm auf die Tuilerien hingemordet wurden. — „Das Schloß wurde von der gemeinsten Kanaille angegriffen. Nach der Erstürmung des Balastes und nachdem der König in die Nationalversammlung gegangen war, wagte ich mich in den Garten hinein. Auf keinem meiner Schlachtfelder habe ich seither den Eindruck erhalten, so viele Leichen zu sehen wie hier beim Anblick der großen Masse toter Schweizer ...“ — Der das schrieb war kein geringerer als Napoleon Bonaparte, der sich noch in St. Helena erinnerte, wie er als junger Artillerieoffizier von einem Fenster in der Nähe aus das Auf und Ab des Kampfes verfolgt hatte.

Das tragische Schicksal der Schweizer Garde, ihr Mut, ihre Treue und ihre Aufopferung verdient unauslöschlich in der Erinnerung jedes Schweizers fortzuleben. Dieses Büchlein vom Heldentod des Schweizer Garderegiments sagt mehr als viele lehrhaften Worte und patriotischen Beteuerungen. Es gehört in die Hand jedes Schweizer Jünglings. Er wird es mit Trauer lesen — aber es wird ihn mit Stolz erfüllen. St.